Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 81 (1987)

Heft: 11

Artikel: Zwischen Selbstlosigkeit und Selbstbestimmung - Widerstände auf dem Befreiungsweg der Frauen

Autor: Keller, Brigit

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143371

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

so Max Frisch weiter – begehen, dass wir mit unseren Bildern Leben verhindern, Leben zerstören.

Das Bild vom Juden hatte die Beziehung zwischen den Andorranern und ihrem Mitbürger Andri zerstört. Sie wurden unfähig, ihn als das zu sehen, was er wirklich war. Und sie sahen darum auch nicht mehr den Gedanken Gottes, der in ihm als Geschöpf Gottes angelegt war.

Indem wir uns Bilder von den Fremden unter uns machen, verhindern wir ein Zweifaches:

– Wir verweigern uns einem Mitmenschen, der auf unsere Beziehung angewiesen ist, um das leben zu können, was von Gott her in ihm angelegt ist; wir behindern und zerstören den Entwurf von Leben, der ihm zugesprochen ist, indem ihn der Schöpfer «zu seinem Bilde» geschaffen hat.

– Wir verhindern aber auch uns selber, indem wir unfähig werden, das Angebot von Leben, das in der Beziehung zum fremden Nächsten liegt, wahrzunehmen. Wir verkürzen so auch unser eigenes Leben um die Fülle, die aus der Beziehung kommt.

Jede Lebens-Behinderung, die wir dem Fremden durch die Bilder, die wir uns von ihm machen, zufügen, ist gleichzeitig auch ein Verlust an Leben für uns selber.

Das Gebot «Du sollst dir kein Bildnis» machen ist vor allem und eigentlich ein Schutz von Leben. Im Interesse des Lebens müsste es also darum gehen, das Bild, das Gott in seiner Schöpferbeziehung in uns angelegt hat, wahrzunehmen und es nicht durch eigene Bilder, die wir uns voneinander machen, zu verstellen.

Nur wenn es uns gelingt, die Beziehung wieder herzustellen, in der Leben sich entfalten kann, hat Leben in einer von so viel Tod gezeichneten Welt noch eine Zukunft – ein Leben in seiner Fülle, auf das wir alle ein Recht haben, weil wir alle «nach seinem Bilde» geschaffen sind.

Brigit Keller

Zwischen Selbstlosigkeit und Selbstbestimmung – Widerstände auf dem Befreiungsweg der Frauen

Frauen auf dem Befreiungsweg – damit ist einerseits festgehalten, dass Frauen nicht frei sind, dass sie – immer noch – unterdrückt oder gefangengehalten sind, und es ist zugleich festgehalten, dass Frauen diesen Zustand überwinden wollen, dass sie aufgebrochen sind und immer neu aufbrechen.

Was passiert ihnen, was passiert uns auf diesem Weg? Welche Hindernisse, Schwierigkeiten erleben wir, wo liegen die *Widerstände,* die inneren und die äusseren? Ich kann die Widerstände gegen unsere Emanzipation nicht zusammenfassend darlegen. Das wäre viel zu viel und müsste eher allgemein ausfallen. Ich beschränke mich auf jene «Widerstände auf dem Befreiungsweg der Frauen», die wir durch Liebe, durch die *Vorstellung von Liebe* erfahren. Damit verbunden ist die *Vorstellung von Weiblichkeit,* das Frauenbild, das allgemein geschätzt und anerkannt ist: das Bild der tugendhaften, der selbstlosen Frau, das uns – die wir re-

ligiös geprägt aufgewachsen sind – es schwierig macht, andere Muster zu prägen und zu leben.

Frauen lieben ihre Unterdrücker

Frauenbefreiung wird oft im Zusammenhang mit andern *Befreiungsbewegungen* genannt – der Befreiung der Proletarier, der Drittweltländer, der Sklavinnen und Sklaven, der Schwarzen in Südafrika. Doch es besteht ein wesentlicher *Unterschied* zu diesen Beispielen: Sklavinnen und Sklaven waren nicht verwandt mit den Herrinnen und Herren, waren nicht so eng verknüpft, lebten nicht im gleichen Arbeitszimmer, hatten keine Liebesverhältnisse mit ihren Unterdrückern. Frauen aber, die sich befreien wollen, wollen sich befreien von der Unterdrükkung durch Männer, die sie gleichzeitig lieben und schätzen. Wir Frauen müssen uns also nicht von irgendwelchen bösen Männern befreien, sondern ganz konkret von unseren Männern, Freunden, Brüdern, Vätern, Arbeitskollegen.

Und das ist *die* grosse Schwierigkeit und das Spezielle an unserem Befreiungskampf: Frauen, die sich befreien, kennen gleichzeitig Liebe und Hass, und oft gegenüber den gleichen. «Ägypten» – um das Bild des Exodus zu nehmen – ist nicht nur das Ägypten der Unterdrükkung, es ist zugleich der Ort des Hohen Liedes.

Wir versuchen manchmal Männer auszunehmen, weil es uns auch verletzt, sie in einen Topf zu werfen, wenn wir sie lieben und achten. Wir sagen: «Dieser Mann ist nicht so schlimm», oder sind in Gefahr zu sagen: «Mein Mann aber ist kein Patriarch». Doch – wie dem auch sei – wir dürfen uns nichts vormachen. Jeder Mann gehört aufgrund seines Geschlechts zu einer Gruppe, die uns als anderes Geschlecht ausnützt, von uns profitiert, Vorteile hat auf unsere Kosten. Und ich weiss, viele Männer wollen das nicht, sind sich der Teilnahme an der Unterdrückung manchmal auch gar nicht bewusst – aber das ändert nichts daran, dass sie zwangsläufig *von ihrer Geschlechtszugehörigkeit profitieren:* Sie haben bessere Löhne; in die Knaben wird mehr Erwartung gesetzt; sie können zu Priestern ordiniert werden; sie gehören zur Gruppe, die mehr Macht hat, mehr Geld besitzt, weltweit Gewalt über Frauen ausübt; der Mann ist sozusagen der Prototyp Mensch, er ist die Norm, die Frau die Ausnahme – das hat sich in der Sprache niedergeschlagen, in den Gottesbildern, in den Wertsystemen und Denkmustern.

Frauen haben es auf ihrem Befreiungsweg so schwer, weil sie sich von denen befreien müssen, die sie lieben. In der Paulus-Akademie habe ich diesen Sommer eine Frauenwoche über feministische Ethik durchgeführt. An einem der Tage haben wir uns überlegt, welches denn unsere Frauentradition ist, die uns besonders gefügig gemacht hat und macht. Wie, in welchen Bereichen, mit welchen Appellen wurde uns Moral besonders vermittelt, hat «mann» uns festgehalten und hält uns fest? Als besondere Angelpunkte kamen wir auf Mutterschaft, Liebe, Beziehungen, Fürsorglichkeit.

«*Liebe*» – sie sei hier herausgegriffen – ist ja etwas Wunderbares, und eine grosse Liebende sein – welch ein Traum! Es gibt ja auch die Liebesaufforderung: «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst», oder den Satz: «Die Liebe aber ist das Höchste . . .».

Ich möchte mich von all dem nicht distanzieren, einiges aber vielleicht ungewohnt ansehen. Ich möchte darüber nachdenken, was das für Frauen heisst, welche *Missbräuche* im Namen der Liebe betrieben werden und wie vielleicht im Namen der Liebe gegen die Liebe, die Jesus gemeint hat, verstossen wird.

Liebe als Funktionsmechanismus des Patriarchats

Das Liebesgebot gilt für alle Menschen, für Frauen und Männer, aber gesellschaftlich und kirchlich hat sich eine Auf-

teilung vollzogen: Das Bild der Frau ist viel eindeutiger versehen mit der Eigenschaft, lieben zu können oder lieben zu sollen, als das Bild des Mannes. Wenn Frauen sich nach den herrschenden Konventionen moralisch richtig verhalten, dann sollten sie nach Christina Thürmer-Rohr *«Repräsentantinnen der Liebe»* sein, Männer dagegen *«Repräsentanten des Rechts im Staat»*.[1] Natürlich gibt es Veränderungen, Aufweichungen, Übergänge, aber die grundlegende Rollenverteilung auch und vor allem in der Liebe ist noch sehr wirksam. Eine Frau, die nicht liebesfähig wirkt oder nicht den Beweis erbringen kann, dass sie von einem Mann geliebt wird – von einem Ehemann oder Freund –, hat es immer noch nicht leicht, nicht abgewertet zu werden. Ich möchte hier zwei Zitate anführen, die beide in die gleiche Richtung weisen:

– «Liebe ist ein zentraler Funktionsmechanismus des Patriarchats. Sie veranlasst Frauen oft, gegen ihre eigenen Interessen zu handeln, ihre Autonomie aufzugeben, auf eigenständigen Weg, auf die Ausschöpfung ihrer Fähigkeiten zu verzichten, hindert sie, eigene Interessen zu verfolgen etc.»[2]

– «Der Mann war und ist die Orientierung der meisten Frauen, ihr Lebensinhalt, ihr Sorgeobjekt, ihr Sinnesobjekt, Massstab, Richtschnur – nicht nur im Bett, nein – im Kopf, in der Lebensplanung, im Gefühlshaushalt . . . Mit der Orientierung am Mann gab es klare Forderungen, mit denen Frauen zur Ordnung gerufen wurden».[3]

Beide Zitate werden markiert bzw. anders ausgedrückt mit dem Wort *«Selbstlosigkeit»*. Die Haltung der Selbstlosigkeit lässt sich natürlich breiter auffassen. Sie bezeichnet nicht nur die Haltung dem eigenen Ehemann gegenüber. Es liessen sich auch die typisch weiblichen Berufe unter diesem Stichwort anschauen. Aber ich bleibe nun – um etwas tiefer gehen zu können – beim Ehemann oder Freund und will das zweite Zitat für mich selber überlegen. Einiges von diesem Satz stimmt nicht mehr für mich. So ist der Mann nicht mein Lebensinhalt oder sicher nicht der einzige. (Es gibt aber wohl noch genug Frauen, für die das leider stimmt.) Einige Aussagen des Satzes aber haben viel in meinem Leben bestimmt und bestimmen es zum Teil immer noch:

– *«Richtschnur in der Lebensplanung»* – das stimmte und hatte ja nicht mit einem bestimmten Mann zu tun, sondern mit den Frauenbildern, die mich von klein an geprägt haben. Zwar kämpfte ich für mein Studium, aber darüber hinaus entwickelte ich keine grossen beruflichen Entwürfe für mein Leben. Immer hörten meine Vorstellungen irgendwo auf, etwa mit 27. Im Hintergrund war da immer das Bild von Mann und Familie und Heirat. Diese Vorstellung erwies sich als beharrlich und blockierte andere Entwürfe. Und ich lief daraufhin und war darin als Frau sicherer denn als Frau Dr. phil . . .

– Ein weiterer Punkt des Zitates, der mich trifft, sagt, wie viel die Beziehung zum Mann, wie sie ist, für meinen «Gefühlshaushalt» bedeutet. Ich versuche mich darin immer zu üben in Richtung grösserer Unabhängigkeit und weniger Bereitschaft, Stimmungen wie ein Schwamm einzusaugen, auf mich zu nehmen und daran zu leiden. – Es ist oft so lächerlich und unfruchtbar, dieses private Leiden; es zieht die Kräfte ab von unserem Frauenkampf und Lebenskampf und von unserem Glück.

Leiden an ihm und für ihn / an ihnen und für sie – das sind *private* und zugleich sich *politisch* auswirkende Widerstände auf dem Befreiungsweg von Frauen. Und sie sind weit verbreitet. Wir machen uns in dieser Haltung zu «Komplizinnen», «Zudienerinnen» – eine Haltung, die Christina Thürmer-Rohr Frauen vorwirft und so benennt.[4] Ich will aber weder Zudienerin noch Komplizin eines Mannes bzw. der Männer sein. Ich will nicht selbstlos etwas unterstützen, das mir in seiner Aufteilung und bei den bestehenden Machtverhältnissen nicht gefällt.

Bewusste Frauen haben keinen Grund, Männer zu unterstützen, auch wenn es gute Männer sind (und natürlich und leider tun wir es doch immer wieder); denn die Männer schauen schon für sich und finden immer eine Frau, die ihnen hilft. Aber dass Frauen ihrerseits die für sie nötige Unterstützung und auch Infrastruktur und Solidarität finden, das ist etwas, das immer noch nicht selbstverständlich ist. Daran müssen wir arbeiten. Das ist Teil unserer Befreiung: *selbst-voll* werden, nicht Zudienerin, nicht Komplizin sein, wegkommen von der Selbstlosigkeit.

Nicht mehr Komplizin sein – warum ist das so schwer?

Weil wir die Männer lieben? Weil es um eine gesellschaftlich akzeptierte Haltung geht? Weil es uns Sicherheit, Anerkennung, Vorteile bringt? Weil es manchmal einfacher ist, einen anzuklagen, dass «frau» wegen ihm dies und jenes nicht machen könne – es allerdings eventuell auch sonst nicht machen würde? Oder weil es einfach unserem Bild von uns, unserem Ideal von einer Frau, von Liebe, Treue entspricht? Die Frage lässt sich nicht leicht, nicht eindeutig beantworten.

An einem Härtefall lässt sich vielleicht die Verflochtenheit von Männern und Frauen mit Unterdrücktsein und Sichunterdrücken-Lassen klarer ansehen. Ich nehme als Beispiel die *geschlagenen Frauen*. Es gibt darüber und über die Arbeit in den Frauenhäusern einige gute Untersuchungen. Besonders wichtig ist mir das Buch von Margrit Brückner: «Die Liebe der Frauen».

Überlegen wir uns einmal: Warum bleiben geschlagene Frauen bei ihren Männern bzw. kehren nach dem Aufenthalt im Frauenhaus zu ihnen zurück, zu Männern, die sie misshandelt haben, die sie ziemlich sicher wieder misshandeln werden? Sie gehen von Frauen weg, die solidarisch mit ihnen nach andern Lebensmöglichkeiten gesucht haben. Warum gehen sie in die Unterdrückung zurück, statt sich auf den Befreiungsweg zu wagen? Die Frage lässt sich nicht nur mit wirtschaftlichen Gründen beantworten. Es gehen auch Frauen zu den sie misshandelnden Männern zurück, die sowieso das Geld verdienen, also wirtschaftlich nicht vom Mann abhängig sind.

Margrit Brückner analysiert an Mitarbeiterinnen und Benützerinnen eines Frauenhauses die *Selbstbilder* und die *gesellschaftlichen Frauenbilder* sowie die Rolle, welche die Liebe darin spielt. Ich zitiere:

«Die Frage, die mich am meisten in der Beschäftigung mit dem Verhältnis von Weiblichkeit und Misshandlung bewegt hat, ist: Was hält Frauen in weiblichen Traditionen fest, und wie lässt sich der Zusammenhang zwischen objektiver Unterdrückung und subjektiver Unterdrücktheit fassen.

In unserer Gesellschaft beinhaltet Weiblichkeit mehr als die von der einzelnen Frau erfahrene Unterdrückung. Sie ist unauflöslich und oft undurchschaubar mit dem Bild von Weiblichkeit verwoben. Weiblichkeit ist die unbewusste und bewusste kollektive Produktion von Selbst- und Fremdbildern im Rahmen gesellschaftlicher Strukturen, geprägt vom Mann als herrschendem Geschlecht.

Frauen sind patriarchalischen Strukturen in doppelter Weise unterworfen: durch männliche Vorherrschaft und durch Internalierung der gesellschaftlichen Konzeptionen von Weiblichkeit, die in weiblichen Selbstbildern ihren Ausdruck finden. Meine These ist, dass das Phänomen der Gewalt gegen Frauen in der Ehe in engem Zusammenhang mit der Position der Frau in unserer Gesellschaft steht und Frauenmisshandlung eine extreme Konsequenz dieser Position ist, die Frauen gewalttätige Beziehungen erdulden lässt.»[5]

Zusammenhang zwischen Frauenmisshandlung und gesellschaftlicher Unterordnung

Frauenmisshandlung ist nach Brückner –

und ich teile diese Ansicht – in fundamentaler Weise an die gesellschaftliche Unterordnung der Frau gebunden. Dieser Tatbestand trifft alle Frauen, ob wir geschlagene sind oder nicht. Denn zwischen dem *Bild der Weiblichkeit* und der *Möglichkeit der Misshandlung* besteht ein enger und wesentlicher Zusammenhang.

Zum Bild von Weiblichkeit gehören Selbstaufgabe und Unterordnung, Selbstlosigkeit, Sich-Aufopfern für andere und Verzicht auf Selbstverwirklichung – die Haltung «Dein Wille geschehe» – wesentlich dazu. Und dieser Verzicht auf Selbstverwirklichung, die selbstlose Haltung, gilt dann als *die* wahre weibliche Selbstverwirklichung. Sie wird gerühmt und verherrlicht. – Es ist deshalb so schwer für uns Frauen, uns nicht in dieser Falle zu verheddern, und im Gegensatz zu diesem weiblichen Tugendbild daran zu glauben, dass wir – wenn wir auf unsere Selbstverwirklichung, unsere Rechte pochen, Selbstachtung verlangen – nicht etwas Ungehöriges fordern, sondern dass das für unser Heil und das Heil aller sehr wichtig ist. Selbst-voll sein hiesse ganz sein, heil sein.

Ich möchte auch darauf hinweisen, welche Rolle der *Ehevertrag* in diesem Kontext spielt. Allerdings – ob wir verheiratet sind oder nicht – die herrschende patriarchalische Situation trifft jede Frau. «Unter den herrschenden Bedingungen sozialer, ökonomischer und staatlicher Absicherung weiblicher Abhängigkeit von der Institution Ehe durch krasse Benachteiligung alleinstehender und geschiedener Frauen ist Frauenmisshandlung in der Ehe kein privates Ereignis, sondern eine soziale Konstruktion, die die Hilflosigkeit und Ausweglosigkeit misshandelter Frauen produziert. In diesem Sinne ist der Ehevertrag ein Vertrag zwischen drei Parteien: der Frau, dem Mann und dem Staat, weil der Staat die Ungleichstellung der Frau legitimiert.»[6] Die patriarchale Situation dominiert die eheliche Interaktionsstruktur. Sie bewirkt, dass die Frau in jeder Konflikt- und Verhandlungssituation die strukturell Benachteiligte ist. Die Ehefrau ist dadurch prinzipiell verletzbar, ob der Mann das nun ausnützt oder nicht. Ich erinnere – um zu zeigen wie sehr das stimmt – an die Debatte über die «Vergewaltigung in der Ehe» oder an die 10. AHV-Revision.

Die Falle der Opferbereitschaft

Das christliche Frauenbild ist wie die gesellschaftliche Konzeption von Weiblichkeit geprägt durch Selbstaufgabe, Selbstlosigkeit, Unterordnung, Da-Sein für andere. Und dieses Frauenbild ist patent für die Gesellschaft, für die Kirche, für die Erhaltung der bestehenden Machtverhältnisse. Dieses Weiblichkeitsbild ist natürlich mit positiv wirkenden Zügen verbunden – sonst verfinge es wohl schlechter, oder wir Frauen hätten weniger Mühe, uns davon abzusetzen.

So wird von Frauen *Selbstaufgabe* geleistet aus dem Gefühl heraus: *Er braucht mich* (und allgemein: sie brauchen mich), ich bin wichtig, ich mache mich ihm bzw. ihnen dienstbar. Es ist dies ein von geschlagenen Frauen durchgängig angeführter Grund, warum sie zu den sie misshandelnden Männern zurückkehren wollen: Sie kehren zurück aus dem Gefühl heraus, dass sie von ihren Männern gebraucht werden.

Dieses Gebrauchtwerden hängt mit der Idee der Liebe zusammen und unserem Selbstbild. Geschlagene Frauen bleiben von ihrer *Idee der Liebe* her bei den schlagenden Männern, wie absurd uns das auch von aussen vorkommen mag. Aber – und das ist schon wieder nicht mehr absurd: «Das Gefühl, dass die Rolle der Ehefrau grenzenloses Verstehen und aufopferndes ‚Bemuttern' beinhaltet»[7], teilen wieder viele Frauen und vielleicht noch mehr Männer.

Marianne Pletscher zitiert eine selbstsicher aussehende Bankangestellte: «Wir haben auch eine alte Hausärztin, zu der ich immer ging, wenn ich die Schläge

behandeln lassen musste. Und die sagte mir schon ziemlich früh, ich solle mich scheiden lassen. Aber da sagte ich mir auch wieder: Schliesslich hast du aus Liebe geheiratet, schliesslich braucht der Mann dich . . .»[8]

Ich habe das Ideal der Weiblichkeit, zu dem Selbstlosigkeit, Selbstaufgabe und Opferbereitschaft gehören, ausgeführt am Beispiel der geschlagenen Frauen. Ich finde es in diesem Kontext besonders eindrücklich, wie stark diese Werte verwurzelt sind (stärker wohl, als wir noch wissen oder wahrhaben wollen). Es liessen sich analoge Beispiele aber auch aus einem durchschnittlicheren Kontext anführen. So erwähnt Carol Gilligan Untersuchungen, die ebenso als Belege dienen könnten. Im Zusammenhang mit der Frage, wie sie die Bedeutung von Moral erklären würde, kommt beispielsweise bei einer Studentin eindeutig heraus: «Pflichterfüllung und Opferbereitschaft wiegen schwerer als das Ideal der Gleichberechtigung und bilden einen grundlegenden Widerspruch in ihrem Denken».[9]

Das Weiblichkeitsbild akzeptieren, zu dem Unterordnung gehört, heisst auch, sich nicht selber bestimmen und begrenzen zu müssen. Wenn wir dieses Bild durchbrechen, kann es schmerzhaft sein: Wir verlieren «die Wärme und Geborgenheit eines abhängigen Daseins. Ein Leben in eigener Verantwortlichkeit, unter eigenem Risiko und in selbst gewählter Freiheit zeigt unbarmherzig die Grenzen eigener Möglichkeiten».[10] Auch das sind Widerstände, den Befreiungsweg zu wagen. Die Fleischtöpfe Ägyptens schützten mindestens sicher vor Hunger. Oder – ein anderes Bild – ein Gefängnis garantiert mindestens ein Dach über dem Kopf.

Über die Unterschiedlichkeit des Liebens und deren katastrophalen Folgen

Die Basis für das Bild von Weiblichkeit, das Unterordnung voraussetzt, ist die für Frauen und Männer unterschiedliche Forderung an die Liebesfähigkeit. Ich möchte es nochmals betonen: «Das Konzept der romantischen heterosexuellen Liebe basiert auf den traditionellen komplementären Geschlechtsrollen.»[11] Zusammenfassend gesagt: Männer sind gewöhnt, Liebe zu empfangen; Frauen sind gewöhnt, Liebe zu geben.

Wie können wir das verändern? Frauen lieben anders – das ist nicht nur eine Phantasie, sondern wir haben es so gelernt. Aber es müsste kaum so sein. Liebe, so wie wir geprägt sind als Frauen, ist uns wichtiger als den Männern, wir bemühen uns mehr darum, hängen auch mehr davon ab. Aber gerade ein solcher Unterschied zwischen den Geschlechterrollen ist Voraussetzung dafür, dass der Liebe im Prozess der Frauenunterdrükkung eine wichtige Funktion zukommt: Solange die Liebe im Mittelpunkt des Frauenbildes steht, solange Frauen mitmachen, dass sie, dass *wir* primär zuständig sind für Liebe und Fürsorglichkeit, für andere in der Liebe da sind, uns eher selbst aufgeben als auf diese Rolle zu verzichten, unterstützen wir das patriarchalische Geschlechterverhältnis, sind wir Komplizinnen.

Natürlich wirkt sich dieses private Arrangement auch politisch aus: Wenn Frauen nach der herrschenden Moral «Repräsentantinnen der Liebe» sind und Männer «Repräsentanten des Rechts im Staat», wenn Frauen sich um der Liebe willen nicht einmischen, den Service bieten, damit die Männer weiter machen können, was sie machen, wenn für Männer die Liebe zweitrangig bleibt, sie aber von den Frauen doch Liebe bekommen, sie diese also nicht missen müssen, merken Männer ihre Defizite oft gar nicht. Das heisst aber, dass diese Aufteilung – privat im besten Sinn noch in ein harmonisches Gefüge gebracht – sich *öffentlich* nur verheerend auswirken kann. Die Aufteilung wirkt sich in allen Bereichen aus, in denen Männer dominieren; andere Werte stehen dann an erster Stelle als Liebe, als Lebensmöglichkeit.

Dieser Gedankengang führt fast aus dem Thema heraus, übersteigt das, was ich ausführen kann. Aber diese Linie anzudeuten, war mir sehr wichtig, denn es zeigt sich mit aller Deutlichkeit darin, wie wichtig es ist, dass Frauen ihre, unsere traditionelle Rolle aufkündigen. Nur so – über Schmerzen – wird Veränderung möglich werden.

Selbstlosigkeit als Fremdbestimmung

Zum gängigen Bild der Frau gehört Selbstlosigkeit mehr dazu als Selbstbestimmung. Zwar ist «*Selbstbestimmung*» kein direkt negatives Wort, aber Frauen haben Erfahrung, wie schnell sie damit an Grenzen kommen und kritisiert werden. Eine sich selbstbestimmende und -behauptende Frau wird schnell zur bösen Frau, vor allem zur unweiblichen Frau, was immer noch als Schimpfwort gebraucht werden kann und uns auch trifft. Wir sind gern «liebe Frauen», wir werden gern akzeptiert, und wir wissen in vielen Situationen sehr präzis, wie wir uns zu verhalten haben, um akzeptiert zu bleiben. Dissident, unbequem, egoistisch sein – das ist für Frauen nicht Charakterschwäche, sondern Arbeit, ist Widerstand gegen die Versuchung, gefallen zu wollen.

So verzichten wir manchmal lieber «aus Liebe» oder, damit wir weiterhin geliebt werden, auf Autonomie, handeln eher gegen unsere Interessen, stellen Ansprüche zurück, um nicht verletzt zu werden. Wir bleiben manchmal auch lieber in Abhängigkeit, als uns zu exponieren.

Wir stellen aber die eigenen Ansprüche nicht nur zurück «aus Liebe», sondern auch oft aus *Angst* – aus Angst vor Sanktionen, aus Angst, die Liebe zu verlieren, verspottet, verlassen zu werden, als «schlechte Frau» oder widerliche Emanze gebrandmarkt zu werden. Dazu kommt auch unsere *Gewohnheit,* die gut gelernte Rolle, die Bequemlichkeit, die uns neuem Verhalten verschliessen kann.

Ich möchte hier zwei Strophen aus dem Gedicht «Exodus» von Dorothee Sölle[12] einfügen:

Als israel aus ägypten aufbrach
als die unterdrückung ein ende nahm
als sie aufhörten sich ausbeuten zu lassen
als sie die antreiber loswurden
  da hörte die sicherheit auf
  da wurde es unbequem
  da sank der konsum
das volk murrt
  wollte gott wir wären in ägypten
    gestorben
  als wir bei den fleischtöpfen sassen
  und hatten brot die fülle zu essen
  denn ihr habt uns in die wüste geführt
  um alle verhungern zu lassen . . .
Als israel die selbstbestimmung wählte
  statt der fremdbestimmung
als sie die wüste nahmen statt der
  wohnlichen städte
als sie die wanderschaft vorzogen der
  sesshaftigkeit
  da kamen sie nicht in das land
  von dem sie gesungen hatten
  nichts war da mit milch und honig
  da gab es einen langen marsch
  und viele starben darüber
das volk fragt sich
  wir müssen wissen was wir wollen
    genossen
  die kaufhäuser ägyptens
  oder den langen marsch durch die
    wüste
  vierzig jahre
  die permanente revolution

Die Sicherheit hört auf, es wird unbequem, das sogenannte schöne Leben (in Abhängigkeit und Versorgtwerden) ist zu Ende, die Angst kommt auf, wie es nun werden wird; denn da ist nur ein eher allgemeines Ziel: «Frauenbefreiung». Aber was alles dazu gehört und wie wir uns verändern und entwickeln und leben, das ist alles offen. Wir bekommen auch Verletzungen ab, einige; einiges stirbt; wir wissen nicht immer, ob es sich gelohnt hat und vor allem die «vierzig Jah-

re» – das ist nicht übertrieben, der Befreiungsweg ist sehr lang. Wir müssen Geduld aufbringen und Geduld verlangen, von uns und den andern. Wir brauchen Stärkung und Offenheit.

Erst beim jetzigen Wiederlesen des Sölle-Gedichtes fiel mir auf, dass ich für den «Befreiungsweg von Frauen» einen andern Gegensatz genommen habe als denjenigen von Selbstbestimmung und Fremdbestimmung. Ich stelle der Selbstbestimmung die Selbstlosigkeit gegenüber. Ist das Training von Frauen zu Selbstlosigkeit ihre Fremdbestimmung? Ich glaube jedenfalls, es ist eine wesentliche Form davon. «Weg» ist ein Wort für Entwicklung, ein anderes ist «Gebären», «Geburt». Ich möchte ein zweites Gedicht lesen, das «Geburt» heisst, sich mit dem Überwinden der Selbstentfremdung befasst und eine Richtung anzeigt:

Am Anfang war das Wort
Und das Wort waren
Wir
Frauen.
Wir wurden zu Fleisch
Und hausten unter Männern
Und die Männer wussten Bescheid
Wir kamen nie zu uns selbst

Der Anfang wurde,
So könnte man sagen,
Verzögert.

Der äusserste Irrsinn (schrieb ich
Einmal) ist
Poetin zu sein.
Aber dies sind verrückte und heilige
Tage der
Verpflichtung.
Inmitten des Wortes
Das Wort:
Die Verantwortung zu sprechen
Anfangen zu sprechen
Den Anfang zu sprechen[13]

«Die ewige Frau» – eine patriarchale Erfindung

Natürlich haben schon viele Frauen in der letzten Zeit und durch die Jahrhunderte immer wieder diesen Anfang gesprochen. Je mehr wir Frauengeschichte aufarbeiten, Verschwiegenes oder Vergessenes aufdecken, desto mehr wissen wir von solchen Anfängen und Aufbrüchen, und der Zuwachs an Tradition stärkt uns. Aber trotzdem sagen noch und immer wieder Männer und sagen Institutionen, Vertreter von Institutionen, sagt zum Beispiel der Papst, wie «die Frau» – ich brauche bewusst die verallgemeinernde Einzahl – zu sein habe, welche Eigenschaften gut sind, was schlecht ist, was von ihr erwartet wird. Fremdbestimmung ist nicht aufgehoben.

Das wiegt besonders schwer, weil wir selber nicht klipp und klar und eindeutig aussprechen können, wie wir sind, wie wir sein wollen, wie unser Befreiungsweg genau verlaufen wird. Wir können und wollen ja auch nicht allgemein für «die Frau» reden. Die Frau, «die ewige Frau», ist eine patriarchale Erfindung. Es gibt Frauen, verschiedene, an verschiedenen Orten, in verschiedenen Kulturen, und ihre Arbeit und ihre Aufgaben und die Form ihrer Selbstbestimmung sind immer wieder zu suchen und zu entwickeln.

Die Verallgemeinerung ist eine der Klippen auf dem Weg und die Forderung, etwas genau zu definieren, bevor wir genug Zeit haben, wirklich zu *suchen,* wirklich *unterwegs* zu sein. Denn unterwegs sein, darf nicht heissen, gleich ankommen zu müssen – sozusagen als Beweis, dass wir im Recht sind.

Ich möchte mich auf dem Weg zur Selbstbestimmung in der Art und Weise nicht immer beweisen müssen. Wir – das «wir» ist für Frauen gemeint, die ich kenne und zu denen ich mich zugehörig fühle – wir wollen ja eigene Verantwortung übernehmen, diese nicht mehr delegieren, sondern unseren Teil wirklich über-

nehmen. Wir wollen uns nicht *durch* und über *andere* – weder über Männer noch Kinder – verwirklichen, sondern *unser Selbst,* uns, so wie wir gemeint sind von Gott bzw. von der Göttin, zu entfalten versuchen.

Dazu brauchen wir Entfaltungs-Räume, wollen weder vorschnell gelobt noch disqualifiziert werden. Denn nur so können wir unsere Entwürfe, unsere eigene Definition, was es für uns bedeutet, eine Frau zu sein, was es bedeutet, uns selbst zu bestimmen, zu entwerfen versuchen. Was es genau heisst, sollte *offen* bleiben, bis wir es in Freiheit und ohne Ängste leben können. Vielleicht lässt es sich nachher einmal genauer beschreiben, falls es ein Nachher gibt und wir noch genug Zeit haben.

*

Zum Schluss und vielleicht als Anregung möchte ich einige Bitten aussprechen:

– Versuchen Sie zuzuhören, was die Frauen sagen und wollen. Vermeiden Sie Ratschläge und Rezepte.

– Verlangen Sie nicht schnell klare Konzepte. Qualifizieren Sie Unsicherheiten nicht ab, sondern nehmen Sie diese als Zeichen dafür, dass Frauen auf einem Weg sind, für den es noch keine Wanderwege oder Landkarten gibt.

– Frauenmisshandlung ist in fundamentaler Weise an gesellschaftliche Unterordnung gebunden. Arbeiten Sie mit an der Abschaffung dieser Unterordnung, wo immer Sie sie antreffen, speziell aber auch im Rahmen der Kirche.

– Überlegen Sie, wenn Sie Männer sind, ob Sie sich nicht im Geheimen doch höher einschätzen, superior empfinden – geprägt und unterstützt von der theologischen Tradition.

– Überlegen Sie sich, wenn Sie Frauen sind, ob Sie nicht die Neigung haben, da Sie oft zweite sind, sich auch als zweite, als weniger wichtige zu benehmen.

– Es wäre wichtig – gerade im kirchlichen Kontext –, die Ideologie der Mütterlichkeit zu hinterfragen. Die Basis dieser Ideologie ist die Selbstlosigkeit. Wenn Mütter sich selber aufgeben und für andere leben, dann haben sie keine Kräfte frei für ihre eigene Selbstwerdung.

– Das Liebesgebot ist für Frauen und Männer (nicht grundsätzlich, aber weil wir unterschiedlich geprägt wurden) verschieden zu interpretieren, für Frauen: Liebe dich selbst nicht weniger als deinen/deine Nächsten, für Männer: Liebe deine Nächste wie dich selbst.

«Damit sie Leben haben», heisst das Motto, unter dem auch dieser Beitrag steht. Damit wir alle Leben haben, habe ich diese Anregungen gemacht. Ohne Rollenveränderung, ohne dass Liebe in allen Bereichen wirksam und nicht weiterhin an Frauen delegiert wird und daneben die Vernichtungs- und Zerstörungsarbeit weiterläuft – dem Todesgesetz und nicht dem Liebes- und Lebensgesetz verpflichtet –, kann niemand von uns mehr Leben haben.

1 Christina Thürmer-Rohr, Unterwegs zu einer neuen Feministischen Wissenschaft, in: A-Bulletin, Zürich Februar 1987, S.2.
2 Katharina Belser, Liebe – ein Mythos des Patriarchats? in: Bulletin für Feministische Wissenschaft, Bern, 1/85, S.17.
3 Thürmer-Rohr, a.a.O., Januar 1987, S.4.
4 Vgl. a.a.O., und: Thürmer-Rohr, Vagabundinnen. Feministische Essays, Berlin 1987.
5 Margrit Brückner, Die Liebe der Frauen. Über Weiblichkeit und Misshandlung, Frankfurt am Main 1983, S.9f.
6 Brückner, a.a.O., S.22.
7 Brückner, a.a.O., S.59.
8 Marianne Pletscher, Weggehen ist nicht so einfach. Gewalt gegen Frauen in der Schweiz. Gespräche und Informationen, Zürich 1977, S.13.
9 Carol Gilligan, Die andere Stimme, Lebenskonflikte und Moral der Frau, München 1984, S.84.
10 Brückner, a.a.O., S.71.
11 Belser, a.a.O., S.17.
12 In: Die revolutionäre Geduld. Gedichte, Berlin 1974, S.12f.
13 Barbara Starrett, Ich träume weiblich. Essays und Gedichte, München 1978, S.141.